

**Bausteine aus dem Institut für  
Sächsische Geschichte und Volkskunde**

Kleine Schriften zur sächsischen  
Geschichte und Volkskunde

Herausgegeben von Enno Bünz,  
Winfried Müller, Martina Schattkowsky und  
Manfred Seifert

**Bd. 26**

Petr Lozoviuk (Hg.)

# **Visualisierte Minderheiten**

Probleme und Möglichkeiten  
der musealen Präsentation  
von ethnischen bzw.  
nationalen Minderheiten

**THELEM**

Dresden 2012

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der  
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im  
Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Bibliographic information published by the Deutsche Nationalbibliothek  
The Deutsche Nationalbibliothek lists this publication in the Deutsche  
Nationalbibliografie; detailed bibliographic data are available in the Internet  
at <http://dnb.d-nb.de>.

ISBN 978-3-942411-77-6

Diese Publikation stellt ein Teilergebnis des Projekts »Entwicklung und  
Durchführung einer Konzeption für die Dauerausstellung zur Geschichte  
der Deutschen in den böhmischen Ländern« dar, das im Rahmen des  
Ziel 3-Programms durch das Institut für Sächsische Geschichte und  
Volkskunde e. V. in Dresden und das Collegium Bohemicum in Ústí nad Labem  
realisiert wird.

Redaktion: Anja Großmann

Umschlagabbildung: Der erste Saal der Dauerausstellung des Museums für Roma-  
Kultur Brno (Foto: Lenka Grossmannová, Sammlung des Museums für Roma-  
Kultur).

Unverkäufliches Exemplar



Europäische Union. Europäischer Fonds für  
regionale Entwicklung: Investition in Ihre  
Zukunft / Evropská unie. Evropský fond pro  
regionální rozvoj: Investice do vaší budoucnosti

  
**Ziel 3 | Cíl 3**  
Ahoj sousede. Hallo Nachbar.  
2007-2013. [www.ziel3-cil3.eu](http://www.ziel3-cil3.eu)



Institut für  
Sächsische  
Geschichte und  
Volkskunde e.V.

collegium  
bohemicum



© 2012 w.e.b. Universitätsverlag & Buchhandel

Eckhard Richter & Co. OHG

Bergstr. 70 | D-01069 Dresden

Tel.: 0351/4 72 14 63 | Fax: 0351/4 72 14 65

<http://www.web-univerlag.de>

Thelem ist ein Imprint von w.e.b.

Alle Rechte vorbehalten. All rights reserved.

Gesamtherstellung: w.e.b.

Made in Germany.

# INHALT

Vorwort	7
»Minderheitenmuseen« im Fokus der wissenschaftlichen Reflexion <i>Petr Lozoviuk</i>	9
Die Minderheit als Kategorie der Moderne und das Museum <i>Konrad Köstlin</i>	13
Ausgestellte Differenz. Von der Macht der Stereotypen auch im Museum <i>Klaus Roth</i>	25
Minderheitenmuseen. Möglichkeiten und Grenzen von Gegenerzählungen im Museum <i>Regina Wonisch</i>	35
Zur Visualisierung der nordfriesischen Volksgruppe in Museen <i>Thomas Steensen</i>	51
Minderheitenleben in Schleswig. Zwei Minderheitenmuseen in neuer Gestalt <i>Peter Dragsbo</i>	67
Fremde Personen und Objekte in Frankreich. Die Cité Nationale de l'Histoire de l'Immigration und das Musée du Quai Branly <i>Eric Hold</i>	79
»Volkstypen« – Kategorisierendes Sehen und bestimmende Bilder <i>Herbert Justnik</i>	109
Die deutsche Museumslandschaft aus der Perspektive des deutsch- tschechischen Nationaldiskurses. Das Fallbeispiel Komotau in Böhmen <i>Sandra Kreisslová</i>	137

Das Museum einer nahezu abwesenden Minderheit <i>Blanka Mouralová/Jan Šticha</i>	151
Die Präsentation der Geschichte und Kultur der Roma im Museum für Roma-Kultur <i>Jana Poláková</i>	167
Museum für russlanddeutsche Kulturgeschichte Detmold: Die Leitidee <i>Katharina Neufeld</i>	179
Museum für russlanddeutsche Kulturgeschichte Detmold: Das Ausstellungskonzept <i>Julia Debelts</i>	187
Zwölf Jahre Donauschwäbisches Zentralmuseum Ulm – ein Wahrnehmungsbericht <i>Christian Glass</i>	197
Das Minderheitenmuseum als »Schaufenster« der Regionalpolitik <i>Petr Lozoviuk</i>	211
Visualisierte Identität: Die Konstruktion einer regionalen Identität am Beispiel des Hessentages <i>Sebastian Hösch</i>	223
Informationen über die Autoren	239

# AUSGESTELLTE DIFFERENZ. VON DER MACHT DER STEREOTYPEN AUCH IM MUSEUM

Klaus Roth

Im März 2012 hatte ich das Vergnügen, in Wien das Jüdische Museum zu besuchen. Es war nicht so sehr die Dauerausstellung mit ihren zahlreichen – vor allem religiösen – Objekten zur Kultur dieser für Europa so wichtigen Minderheit, die mich anzog, auch nicht der dort initiierte Dialog mit den Besuchern darüber, welche Objekte in dem Museum ausgestellt werden sollten. Mein Interesse galt vielmehr der Ausstellung »Bigger Than Life. 100 Jahre Hollywood. Eine jüdische Erfahrung«.<sup>1</sup> Es ging in dieser exzellent gemachten Ausstellung, die auf zwei Stockwerken mit eindrucksvollen Exponaten und Texten ausgestattet war, um den nachhaltigen Einfluss, den Juden aus Mittel- und Osteuropa von Anfang an auf die Filmmetropole Hollywood hatten. Es war eine hervorragende Ausstellung, doch sie rief bei mir, je weiter ich in ihr vorankam, die Vorstellung hervor: Der Fokus auf das jüdische Element, auf die jüdischen Filmemacher, Schauspieler und Unternehmer, auf Juden, die sich als Nichtjuden ausgaben, und auf Nichtjuden (wie Charlie Chaplin), die für Juden gehalten wurden, ließ – in dieser Ballung – in mir langsam den Eindruck aufkommen, dass ganz Hollywood, die ganze amerikanische Filmindustrie, ja die Filmindustrie überhaupt völlig von Juden beherrscht sei.<sup>2</sup> Woody Allens Filme spielten im letzten Teil der Ausstellung eine wichtige Rolle, doch diesen Teil mochte ich mir gar nicht mehr so genau ansehen.

Warum beginne ich mit diesem Eindruck? Ich denke, und dies ging mir schon während des Ausstellungsbesuchs durch den Kopf, dass diese Erfahrung sehr wohl mit dem Thema der visualisierten Minderheiten zu tun hat. Der Fokus allein auf die kulturellen Leistungen der Angehörigen einer Minderheit, ohne wirkliche Einordnung und Relativierung, erzeugte im Besucher nach einiger Zeit einen gewissen Überdruß und die Frage, wo denn die »Anderen« und ihre Leistungen stehen. Alles war irgendwie jüdisch – und es war dann diese schiere Menge, die letztlich jene Stereotypen, die über »die Juden« und ihre angebliche weltweite Macht im Umlauf sind, in Erinnerung rief.

So begeistert ich die Ausstellung anfangs betrachtet hatte, so verließ ich sie doch mit einem gewissen Unbehagen. Doch mir wurde zugleich klar, dass diese Ausstellung gerade wegen ihrer hohen Qualität das Grundsatzproblem einer jeden solchen Ausstellung umso deutlicher machte: Sie visualisierte die Leistungen einer Minderheit quasi

1 Vgl. [www.jmw.at/de/bigger-life](http://www.jmw.at/de/bigger-life) [Zugriff am 08. 02. 2012].

2 Im »Ausstellungsbegleiter« heißt es zudem auf S. 26 pointiert: »Merke: 1. Ja, es gibt eine Menge Juden im Filmgeschäft. 2. Nein, wir haben Christus nicht ermordet (David Mamet, 2007)«.

Außendarstellung existierten die Minderheiten ebenso wenig wie dies in den westlichen Ländern der Fall war.

Bei der Entwicklung in den letzten zwei Jahrzehnten zeigt sich in Europa ein gegensätzliches Bild. Die Globalisierung, der Fall des Eisernen Vorhangs und die hiervon ausgelösten Migrationsströme haben in den westlichen Ländern in der Tat eine neue Situation geschaffen. Auf nationaler Ebene beobachten wir die Entstehung von zunehmend polykulturellen Gesellschaften, die völlig neue Fragen aufwerfen, während die Europäische Union mit ihrem Konzept der »Einheit in der Vielfalt« sich nach Kräften, allerdings nur institutionell, bemüht, das friedliche Zusammenleben der vielen Völker und Gruppen in der EU zu fördern und die Rechte der Minderheiten zu stärken. Dabei ist die EU noch mit einem weiteren Problem konfrontiert, der Konkurrenz der sogenannten großen Völker und der kleinen Völker innerhalb der EU. Dem wirklichen oder vermeintlichen Dominanzstreben der ersteren steht das »Syndrom der kleinen Völker«<sup>6</sup> gegenüber, ihre Angst, in der EU in die Position von Minderheiten zu geraten.

Anders sieht die Entwicklung derzeit im östlichen Europa aus, wo in vielen Ländern bereits kurz nach der Wende ein zunehmender Nationalismus und eine Abgrenzung gegenüber Minderheiten festzustellen war, wie Péter Niedermüller bereits 1995 feststellte.<sup>7</sup> Wichtig wurden dabei zudem zwei Unterscheidungen, nämlich einerseits jene zwischen geachteten und weniger geachteten Minderheiten und andererseits jene zwischen Minderheiten mit und ohne »Mutternation«. Dabei spielten die (oft benachbarten) »Mutternationen« eine zunehmende politische Rolle – von der Bevorzugung ko-ethnischer Remigranten<sup>8</sup> über die Vergabe von Staatsangehörigkeiten bis hin zu irredentistischen Ansprüchen wie etwa jenen Ungarns an seine Nachbarn. Als weiteres Beispiel mag die Minderheit der Pomaken in Bulgarien und Nordgriechenland gelten, islamisierte Bulgaren, die in Bulgarien selbst marginal oder sogar ausgeschlossen sind, während die nordgriechischen Pomaken als »die Unsrigen in Griechenland« vereinnahmt werden.<sup>9</sup> Es war und ist allein die EU, die durch ihre Politik in den letzten zwei Jahrzehnten mäßigend auf nationalistische Bestrebungen in mehreren Ländern eingewirkt hat.

Von einigen Ausnahmen abgesehen kann man angesichts dieser Unterschiede sagen, dass Visualisierungen von Minderheiten im westlichen und im östlichen Europa heute anders »funktionieren«, da sie in jeweils andere soziale und politische Kontexte eingebunden sind und damit auch jeweils andere Funktionen haben. Bei der Entwicklung wie auch bei der Bewertung von Museen und Ausstellungen ist diese Tatsache meines Erachtens unbedingt zu berücksichtigen.

6 Zum tschechischen Beispiel siehe LADISLAV HOLY, *The little Czech and the great Czech nation. National identity and the post-communist transformation of society*, Cambridge 1996.

7 Vgl. PÉTER NIEDERMÜLLER, *Politischer Wandel und Neo-Nationalismus in Osteuropa*, in: Wolfgang Kaschuba (Hg.), *Kulturen – Identitäten – Diskurse. Perspektiven Europäischer Ethnologie*, Berlin 1995, S. 135–152.

8 Vgl. JASNA ČAPO-ŽMEGAČ/CHRISTIAN VOSS/KLAUS ROTH (Hgg.), *Co-Ethnic Migrations Compared. Central and Eastern European Context (Studies on Language and Culture in Central and Eastern Europe 14)*, München/Berlin 2010.

9 Vgl. TANJA MANGALAKOVA, *Našite v Gärcija. Sred pomacite v Zapadna Trakija*, Sofia 2011.

## 2. Selbst- und Fremdstereotypisierungen und Identitäten

Jede Visualisierung von Gruppen muss sich notwendigerweise mit der Frage der Erzeugung von Stereotypen und damit auch mit den Funktionen und dem Funktionieren von »Bildern in den Köpfen«<sup>10</sup> auseinandersetzen – und dies in zumindest zweifacher Hinsicht. Keine Visualisierung von Minderheiten beginnt bei einer Tabula rasa, denn stets sind bereits Bilder der jeweiligen Minderheit vorhanden, nicht nur in der Mehrheitsbevölkerung, sondern auch bei den anderen Minderheiten. In der Regel sind dies, so die Erfahrung, vor allem negative Bilder, oftmals sogar Vorurteile. Jede Ausstellung tritt also in ein mit zahllosen Bildern besetztes Spannungsfeld. Und sie stellt sich meist die Aufgabe, die eher negativen Stereotypen durch positive zu ersetzen, die Gruppe und ihre Leistungen also »gut darzustellen«. Das eingangs von mir zitierte Beispiel zeigt allerdings, dass diese Strategie nicht immer aufgeht. Die von Hermann Bausinger betonte Langlebigkeit von Stereotypen sollte zudem zur Vorsicht mahnen.<sup>11</sup>

In jeder Visualisierung von Minderheiten ergibt sich nun ein weiteres grundlegendes Problem. Jede Ausstellung braucht, und das ist eine triviale Feststellung, materielle Objekte bzw. sinnlich wahrnehmbare Verweise auf die Gruppe und ihre Leistungen. Diese Objektivationen sollen primär die Besonderheit der Gruppe sichtbar machen, die Spezifik ihrer kulturellen Ausdrucksformen und Leistungen, die sie von anderen Gruppen unterscheidet. Ihr prinzipielles Ziel ist es also, kulturelle Differenz nach innen und nach außen sichtbar zu machen und in dieser Differenz auch von den Anderen wahrgenommen und anerkannt zu werden. In heute üblicher Terminologie kann diese symbolische Aufladung der Alterität als ein bewusstes »Selbst-Othering« bezeichnet werden, das die Besucher aus der eigenen Gruppe zur Identifikation und die übrigen Besucher zur Anerkennung dieser Alterität einlädt oder auffordert.

Das Risiko der Reduktion auf materialisierte Stereotypen und damit auf eine reduzierende stereotype Wahrnehmung der Gruppe liegt auf der Hand, zumal es seit Jahrhunderten das Vorbild gibt, ganze Völker und Gruppen auf einzelne Objekte zu reduzieren. Nahrung und Kleidung sind besonders beliebte Objekte, man denke an die vielen Spottnamen für ethnische Gruppen, die auf deren Nahrung zurückgehen.<sup>12</sup> Doch auch andere Objektivationen wie Häuser, Feste oder Musikinstrumente sind beliebt. Diese Tendenz zur Reduktion auf einige wenige markante stereotype Objekte besteht keinesfalls nur aus der Außenperspektive (»alle Schotten tragen Kilt und spielen Dudelsack« oder »alle Deutschen tragen Lederhose und trinken Bier«), sondern sie ist auch bei der Selbstdefinition und Identitätsbildung der Gruppen wichtig. Annemie Schenk und Ingeborg Weber-Kellermann haben am Beispiel des rumänischen Banat darauf hingewiesen, dass sich die materielle Kultur der dort lebenden Minderheiten nicht allzu stark

10 Vgl. KLAUS ROTH, »Bilder in den Köpfen«, Stereotypen, Mythen, Identitäten aus ethnologischer Sicht, in: Valeria Heuberger/Arnold Suppan/Elisabeth Vyslonzil (Hgg.), *Das Bild vom Anderen. Identitäten, Mythen und Stereotypen in multiethnischen europäischen Regionen*, Frankfurt a. M. u. a. 1998, S. 21–43.

11 Vgl. HERMANN BAUSINGER, *Stereotypie und Wirklichkeit*, in: *Jahrbuch für Deutsch als Fremdsprache* 14 (1988), S. 160.

12 Vgl. KLAUS ROTH, *Türkentrunk, Gulyás, Joghurt, Döner: Stereotypen in der europäischen Esskultur*, in: Valeria Heuberger/Gottfried Stangler (Hgg.), *Vom Schwarzwald bis zum Schwarzen Meer. Die Donau als Mittlerin europäischer Esskultur*, Frankfurt a. M. u. a., S. 43–55.

unterscheidet und dass es viel Wandel und Austausch zwischen den Gruppen gibt, dass aber jede Gruppe ihre eigenen ethnischen Zeichen («ethnic markers») hat, ihre herausgehobenen Objekte und Feste, die signalhaft auf ihre Alterität verweisen – und auch als solche wahrgenommen werden sollen.<sup>13</sup> Ähnliche Beobachtungen konnte Ayako Shirai bei der deutschen Minderheit in Schlesien machen.<sup>14</sup> Diese Tendenz zur symbolischen Aufladung und damit ethnischen Markierung setzt sich fort bis in die heutige Werbung, besonders in die Tourismuswerbung, denn der Tourist erwartet nicht das Alltägliche, das er ohnehin schon kennt, sondern das »Andere«, das »Besondere«.

Was soll eine »Visualisierung von Minderheiten« angesichts dieser tief sitzenden Wahrnehmungsmuster und Erwartungen, dieser Spannung zwischen identitätsstiftender Selbstpräsentation und stereotypisierender Außenwahrnehmung tun? Was kann sie leisten angesichts der realen Möglichkeiten von Museen und Ausstellungen, die auch dadurch begrenzt sind, dass eben nur ganz bestimmte, oftmals eben zeichenhafte, als gruppenspezifische »ethnic markers« erachtete Objekte für aufbewahrenswert erachtet werden? Soll sie die Erwartungshaltungen aller Seiten bestärken oder soll sie diese gegen den Strichbürsten?

Hinzu kommt noch ein weiterer und keinesfalls unwichtiger Punkt, nämlich die Herkunft und Perspektive der Ausstellungsmacher. Stammen sie aus der Minderheit, die sie als ihre eigene präsentieren und damit zumeist auch die Innenperspektive einnehmen, oder sind sie aus der Mehrheitsbevölkerung und repräsentieren damit eher die Außenperspektive? Beide Perspektiven haben ihre unübersehbaren Vorzüge, doch liegen auch ihre Risiken auf der Hand, nämlich entweder Überhöhung der eigenen Gruppe oder aber unkritische Exotisierung oder sogar Vereinnahmung der »Anderen«. Die beste Lösung sind sicher gemischte Teams.

### 3. Gruppenspezifik und industrielle Massenproduktion

In Museen und Ausstellungen sind – nach den Erwartungen der Besucher als auch nach dem Vorhandensein von Quellen – im Wesentlichen nur Objekte präsentierbar, also materielle Kultur. Andere Aspekte der Kultur einer Minderheit können nur durch Medien (Bilder, Texte, Filme, Videos usw.) anschaulich gemacht werden, wobei meistens performative Handlungen wie Bräuche, Tänze, Gesang und Ähnliches bevorzugt gezeigt werden. Sprache und Dialekte sind nur sehr schwer museal darstellbar, was besonders für sprachliche Minderheiten ein Problem darstellt. Fast überhaupt nicht darstellbar ist aber das, was in den Kulturwissenschaften unter dem Begriff Subjektivationen zusammengefasst wird, also die Werte und Normen, Vorstellungen und die Ästhetik, die Grundüberzeugungen und Orientierungen einer Gruppe. Doch es sind, so die Ergebnisse der Kulturanthropologie, genau diese Subjektivationen, die den größten Teil kul-

<sup>13</sup> Vgl. ANNEMIE SCHENK/INGEBORG WEBER-KELLERMANN, *Interethnik und sozialer Wandel in einem mehrsprachigen Dorf des rumänischen Banats*, Marburg 1973, S. 6–8, 182–184, 188, 193.

<sup>14</sup> Vgl. AYAKO SHIRAI, *Das Leben zwischen Polen und Deutschland. Die polnisch-deutsche Doppelstaatsangehörigkeit und ihre Einflüsse auf drei Generationen in einem Dorf bei Oppeln* (Masterarbeit, Ludwig-Maximilians-Universität München 2009).

tureller Systeme ausmachen. Fassbar und darstellbar werden sie allein dann, wenn sie in Objektivationen ihren Niederschlag finden. Für den Ausstellungsmacher ergibt sich damit die oftmals schwierige Aufgabe, durch die Objekte auch die Werte und Normen der Gruppe sichtbar zu machen; am leichtesten ist dies noch bei den Ausdrucksformen von Frömmigkeit möglich, weswegen mit Religion verbundene Exponate recht oft in Visualisierungen von Minderheiten zu finden sind.

Gerade bei den alltäglichen, den »gewöhnlichen« materiellen Objekten zeigt sich nun aber, dass seit dem 19. Jahrhundert mit der Industrialisierung ein allmähliches Verschwinden lokal, regional und eben auch ethnisch markierter Objekte zu verzeichnen ist und dass an ihrer Stelle Industrieprodukte den Markt überschwemmen. Auf so wichtigen Handelswegen wie etwa der Donau gelangten seit der Mitte des 19. Jahrhunderts industriell gefertigte Möbel und Textilien, Hausrat und Werkzeuge, Kleidungsmoden und Nahrungsmittel ebenso wie Architekturformen von Mittel- und Westeuropa bis in die entferntesten Städte und Dörfer Ost- und Südosteuropas. Die Formenvielfalt der traditionellen Kultur wurde verdrängt durch eine recht uniforme materielle Kultur, die seither die Alltagskultur der Mehrheiten ebenso wie auch die der Minderheiten prägt.

Im sozialistisch beherrschten Europa war dann für fast ein halbes Jahrhundert diese Uniformität der Warenproduktion noch ausgeprägter, war doch im Rat für gegenseitige Wirtschaftshilfe die Herstellung vieler Produkte einzelnen Ländern zugewiesen: Autos und Kühlschränke, Kleidung und Spielzeug aus bestimmten Ländern prägten den sozialistischen Alltag – von Prag bis Wladiwostok, von Sofia bis Tallinn. Die nach der Wende einsetzende Globalisierung, die Überschwemmung des gesamten postsozialistischen Europa mit globalen Produkten löste zwar diese Uniformität ab und brachte eine enorme Vielfalt an materieller Kultur, doch diese Vielfalt ergoss sich gleichermaßen über alle Länder und Gruppen, über Mehrheiten ebenso wie über Minderheiten. IKEA hat, um ein Beispiel zu geben, mit seinem gleichförmigen Warenangebot inzwischen wohl alle Länder des östlichen und südöstlichen Europa erreicht.

Wo aber bleibt angesichts dieser globalen Entwicklungen die Spezifik der Kultur der Minderheiten? Welche Gegenstände können sie als Ausdruck ihrer Kultur und ihrer Identität präsentieren? Aus meiner Erfahrung zeigen sich vier Alternativen, wobei nicht selten zwei oder drei miteinander verbunden sein können:

1. Die Betonung der Differenz im Detail. Der »Narzissmus der kleinen Unterschiede«, wie Sigmund Freud das Phänomen einmal genannt hat, betrifft etwa die Ästhetik der Produkte (Farbgebung, Ornamente usw.) oder die spezifische Art der Nutzung der Gegenstände. Er kann sich aber auch in der spezifischen Auswahl aus dem großen Warenangebot äußern. Firmen stellen sich in der jeweiligen Zusammenstellung ihres Warenangebots darauf ein, wobei sich ihr »ethnic marketing« häufig auf die Nahrung bezieht.
2. Die Betonung von Differenz durch Objekte mit primär symbolischer und repräsentativer Funktion bzw. die starke symbolische Aufladung bestimmter Gegenstände. Die Museumsdepots beherbergen zahllose Prunkstücke, Schaustücke, religiöse Gegenstände, Erinnerungsstücke, die primär oder ausschließlich eine symbolische oder repräsentative Funktion hatten, die also die Gruppe, ihren Status und ihre Werte nach außen darstellen und dem Ausdruck der eigenen Identität und der Selbstver-

gewisserung dienen sollten. Viele der oben genannten »ethnic markers« zählen zu dieser Gruppe. Das Museum oder die Ausstellung wird sich diesen intendierten Vorzeigeobjekten vorsichtig nähern müssen.

3. Eine weitere Alternative ist die Hervorhebung herausragender künstlerischer, kultureller oder technischer Leistungen einer Minderheit, wie etwa im Fall der eingangs genannten Ausstellung im Jüdischen Museum in Wien. Die Gefahr der Überhöhung dieser Leistungen ist, wie deutlich wurde, recht groß.
4. Die häufigste Antwort auf das Dilemma der Visualisierung von Minderheiten ist aber der Rückgriff auf das kulturelle Erbe, in der Regel auf die traditionelle Volkskultur. In Museen und Ausstellungen wird das historische Erbe als schlechthin repräsentativ für die Gruppe und ihre Kultur präsentiert, wobei den Trachten und Haustextilien, dem Schmuck und den Brauchutensilien mit ihren ausdrucksstarken Formen und Mustern meist die höchste Beachtung zuteilwird. Nicht selten knüpft sich an die Ausstellung der traditionellen Volkskultur sogar der Wunsch nach ihrer Wiederbelebung. Was aber sagt dieser in zahllosen ethnografischen Museen inszenierte »Minoritätenfolklorismus« aus über die heutige Situation der Minderheit, ihre Alltagskultur, ihre realen Probleme und Aspirationen?

Jede der vier Optionen birgt, wie deutlich geworden ist, ihre eigenen Gefahren. Was also ist heute in einem zeitgemäßen Museum visualisierbar und ausstellenswert? Es ist völlig klar, dass Visualisierungen des Typs »schlesische Spinnstube« mit der heute geforderten Überwindung romantischer und nationaler Überhöhung, mit dem in den Kulturwissenschaften üblichen Fokus auf Alltagskultur und ihrem problemorientierten Ansatz sowie auch mit der Struktur heutiger polykultureller Gesellschaften kaum mehr vereinbar sind. Nicht mehr vereinbar ist damit auch die besondere oder alleinige Präsentation nur jener Objekte, die mit der farbigen, den Alltag überhöhenden festlichen Seite oder der symbolischen Repräsentation verbunden sind. Der Verzicht auf diese »Schauseite« ist nicht leicht, denn gerade in diesem nichtalltäglichen Bereich sind in der Regel die Differenzmerkmale der Minderheiten stärker ausgeprägt als im schlichten und schmucklosen Alltag.

Angesichts der vielen von mir angedeuteten Schwierigkeiten ist in der Tat die Visualisierung der Kultur ethnischer, religiöser oder sprachlicher Minderheiten im Museum oder in Ausstellungen heute ein recht schwieriges Unterfangen geworden. Entscheidend ist aus meiner Sicht die mit der Visualisierung verbundene Absicht. Unbestritten ist das Recht einer jeden Minderheit, sich in Ausstellungen und Museen ebenso wie auch auf Festivals der Mehrheitsbevölkerung zu präsentieren, ihre Kultur in ihrer Spezifik in Szene zu setzen, um daraus für sich Selbstvergewisserung nach innen und von außen Anerkennung und Aufmerksamkeit zu gewinnen, vielleicht sogar Werbung für ihre Region oder ihre Produkte zu machen. Die Lokalisierung und Regionalisierung ist, wie wir wissen, eine weltweit zu beobachtende Reaktion auf die Globalisierung und die zunehmende Unübersichtlichkeit der Lebenswelten; eine Folge davon ist die Betonung von, ja oft der Rückzug auf partikuläre ethnische und religiöse Identitäten und Loyalitäten. In unserer globalisierten Welt mit ihrer wachsenden Uniformierung weiter Bereiche der Alltagswelt ist generell eine wachsende Sehnsucht nach Unterscheidbarkeit, nach kultureller Differenz, nach Einmaligkeit zu konstatieren. Der vom englischen Soziologen Roland Robertson erfundene Begriff »Glokalisierung« bringt dieses Spannungsverhältnis von

Globalität und Lokalität gut zum Ausdruck, ein Spannungsverhältnis, in dem heute auch Minderheiten angesiedelt sind.

Unübersehbar sind aber, wie ich zu zeigen versucht habe, die möglichen Risiken und Schwierigkeiten in unseren heutigen polykulturellen Gesellschaften. Um das Zusammenleben der immer zahlreicheren Minderheitengruppen und der Mehrheitsbevölkerung nicht zu gefährden, darf die Absicht einer Visualisierung von Minderheiten heute weder die Überhöhung des Eigenen noch die Überbetonung dessen sein, was die Gruppe von den anderen Gruppen trennt und damit ausgrenzt. Angesichts der großen Bedeutung der jeweiligen Perspektiven, also der Innen- und der Außenperspektive, ist heute die Kooperation von Insidern und Outsidern bei der Gestaltung von Ausstellungen unerlässlich. Zudem sollte, trotz der verführerischen Kraft von Objekten der traditionellen Volkskultur, die Präsentation einer Gruppe den Bezug zur heutigen Lebensrealität der Minderheit nicht aus den Augen verlieren. Und sie sollte sich zudem nicht narzisstisch allein mit der jeweiligen Minderheit befassen, sondern stets den gesamten gesellschaftlichen Kontext mit reflektieren und einbeziehen, in dem die Minderheit lebt, zu dem sie tausenderlei Beziehungen hat, von dem sie beeinflusst wird und den sie ihrerseits beeinflusst. Eine solche Präsentation sollte zudem dem Vorhandensein und der Wirkung von Stereotypen und Vorurteilen große Aufmerksamkeit schenken, um nicht Gefahr zu laufen, kontraproduktiv zu wirken. Stereotypen sind, wie wir aus der Forschung wissen, unvermeidlich und wegen ihrer kognitiven, psychischen und sozialen Funktionen notwendig. Entscheidend ist der Umgang mit ihnen. In der Visualisierung von Minderheiten liegen, so scheint es, gerade hier Chancen und Risiken eng beieinander.